

Der Moorhof.

Roman von **Ferdinand Hermann.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Landrichter hatte beide Hände auf die Schultern des jungen Mannes gelegt; dieser aber blickte ihm frei und offen in's Auge.

„Du bist im Irrthum, Onkel, und Du thust mir auch ein wenig Unrecht, wenn Du glaubst, daß die Eifersucht mich mit blindem Haß gegen Ramin erfüllt. Von meinen Knabenjahren her, wo Du dem früh Verwaisten ein Vater wurdest, habe ich niemals ein Geheimniß vor Dir gehabt; warum sollte ich Dir jetzt verschweigen, daß Hertha Armbrecht in der That einen tieferen Eindruck auf mich gemacht hat, als irgend ein anderes weibliches Wesen je zuvor? Aber ich müßte das Lob der Verständigkeit, welches Du mir soeben gespendet hast, sehr schlecht verdienen, wenn ich daran vermessene Hoffnungen knüpfen und mich thörichten Träumen hingeben wollte. Ich bin nahezu mittellos, und Hertha Armbrecht ist die einzige Tochter eines reichen Mannes. Schon mein Stolz würde mir unter solchen Umständen verbieten, mich um sie zu bewerben. Aber die junge Dame hat mir überdies sehr unzweideutig zu verstehen gegeben, daß sie mich geradezu verabscheut, und ich habe zu viel Achtung vor mir selber, als daß ich sie zwingen möchte, mir dies in dürren Worten zu wiederholen. Ich weiß also, daß sie niemals die Meine sein wird; müßte ich da nicht geradezu ein Schurke sein, wenn ich nun trotzdem aus bloßer Eifersucht versuchte, ihre Vereinigung mit einem Manne zu hindern, dem sie ihre Liebe zugewendet hat? Nein, Onkel, mein Gewissen spricht mich von einem solchen Vorwurf völlig frei. Meine verschwiegene und hoffnungslose Liebe hat mit meinem Verdacht gegen den angeblichen Grafen Ramin nicht das Mindeste zu schaffen. Es ist meine felsenfeste und unerschütterliche Ueberzeugung, daß er ein Betrüger und der Mörder Kreuzkamp's ist, und ich verpfände Dir mein Ehrenwort, daß ich fortfahren würde, dieser Ueberzeugung Ausdruck zu geben, auch wenn von seiner Bewerbung um Hertha Armbrecht nicht weiter die Rede wäre. Meine Stirn ist kühl, Onkel, Du magst Dich davon überzeugen. Und nicht wahr, Du wirst nicht länger an der Lauterkeit meiner Beweggründe zweifeln?“

„Nein, Du Teufelsjunge, ich zweifle nicht mehr daran!“ rief der Landrichter, seine Rührung hinter einem etwas unmotivirten Lachen verbergend. „Und wenn Du am Ende gegen mich alten Praktikus Recht behalten solltest, so prophezeie ich Dir, daß Du in meinen Jahren Justizminister sein wirst. Aber nun genug von den Amtsgeschäften! Dies Aktenbündel fängt an, mir eine Gänsehaut zu erzeugen.“

Er schob das umfangreiche Packet bei Seite, doch ein Ruf ärgerlicher Ueberraschung kam dabei über seine Lippen, denn sein Blick war auf einen Brief gefallen, welcher sich unter die Akten geschoben hatte.

„Das ist ja eine schöne Geschichte!“ polterte er. „Nun, ich bin wahrhaftig der Letzte, der Anderen gute Lehren geben sollte! Das ist eine Nachlässigkeit, für die ich mich selber an den Ohren nehmen möchte.“

„Was hast Du denn, Onkel?“ fragte Guido ver-



Rubens' Haus in Antwerpen. (S. 243.)

wundert, und der Landrichter hielt ihm statt aller Antwort den verschlossenen Brief entgegen, dessen Adresse von seiner eigenen Hand geschrieben war.

„Herrn Rittergutsbesitzer Armbrecht," las der Assessor. „Einliegend dreitausend Mark. — Ist dies das Geld, welches Dir Fräulein Helene Dörenberg zur Besorgung an ihren Onkel übergeben?"

„Freilich ist es das. Und ich lebte bis zu diesem Augenblick in dem Wahne, daß es schon seit zwei Tagen wieder in den Händen seines Eigenthümers sei. Eine nette Bescheerung! Nun werde ich mich noch persönlich bei dem unangenehmen Menschen entschuldigen müssen."

In höchster Entrüstung gegen sich selbst drehte er den Brief zwischen den Fingern. Guido aber sagte wie infolge eines plötzlich gefaßten Entschlusses: „Ueberlaß es mir, dies an Deiner Stelle zu thun, Onkel! Ich werde morgen früh mit dem Gelde nach Schönheide fahren."

„Du? Das wäre sehr liebenswürdig. Aber sage mir ganz ehrlich, ob es nur der Wunsch ist, mir einen Dienst zu erweisen, welcher Dich dazu bestimmt."

„Nein. Es ist mir zugleich sehr lieb, damit den geeigneten Vorwand für meinen Besuch in Schönheide gefunden zu haben."

„Das ist wenigstens aufrichtig. Und was willst Du bei diesen Leuten?"

„Ich weiß es noch nicht, Onkel. Aber ich bitte Dich, mir die Erfüllung dieses Wunsches nicht zu verweigern."

„Nun, meinetwegen. Da hast Du das Geld! Jetzt weiß ich ja, daß Du keine Unklugheit begehen wirst. Sieh übrigens zu, ob Du bei der Gelegenheit etwas Näheres über die arme junge Dame erfahren kannst. Sie hat mich lebhaft interessirt, und ich glaube, sie war sehr unglücklich. Vielleicht kann man doch etwas für sie thun."

„Mein lieber Onkel, wenn das rechtschaffene Herz den Richter macht, so bist Du sicher der beste auf der ganzen Welt."

„Na, na! Ich glaube gar, Du fängst an, mir zu schmeicheln, da wird es Zeit, daß wir uns trennen. Gute Nacht!"

Er setzte sich wieder an das Aktenbündel, das ihm so viel Kopfzerbrechen verursachte, und bald hüllten ihn von Neuem undurchdringliche Rauchwolken ein.

13.

Von den drei Gästen des „Blauen Löwen" fand sich am Morgen des folgenden Tages nur einer im Schänkzimmer zum Frühstück ein. So wie sich der dürftige Raum im hellen Tageslichte noch viel düsterer ausnahm, als in der dämmerigen Beleuchtung durch die Hängelampe, so war auch die dicke Wirthin keineswegs schöner geworden.

Und sie schien ihren Groll gegen den schweigsamen Fremden mit der schmalen Reisetasche auch über Nacht bewahrt zu haben. Seinen höflichen Gruß kaum erwiedernd, setzte sie den Kaffee vor ihn nieder, und würde sich wahrscheinlich sogleich wieder zurückgezogen haben, wenn sich der Fremde heute nicht gesprächiger gezeigt hätte, als am verflossenen Abend.

„Sie haben gestern an dem kranken alten Manne ein so gutes Werk gethan, liebe Frau," redete er sie an, „daß ich hoffe, Sie werden sich nun auch zu einer Vollendung desselben verstehen. Der Bedauernswerthe ist ohne Zweifel schwer leidend. Die ganze Nacht hindurch habe ich ihn stöhnen und husten hören, und als ich mich vorhin nach seinem Befinden erkundigen wollte, fand ich ihn in einem geradezu Besorgniß erregenden Zustande. Es ist meiner Meinung nach unerläßlich, sofort einen Arzt zu Rathe zu ziehen."

Frau Habermann hatte ihm zugehört, indem sie beide Hände in die Seite stemmte. Drohende Wolken des Mißmuths zogen sich während seiner Rede auf ihrer Stirne zusammen.

„Warum nicht gleich auch eine barmherzige Schwester?" platzte sie heraus. „Alle Doktoren der Welt können dem nicht mehr helfen! Und wenn sie auch könnten, so meine ich doch, es wäre schon übergenug mit dem, was ich da thue. Interessiren Sie sich so sehr für den Alten, nun, so bezahlen Sie doch den Doktor aus Ihrer Tasche!"

„Das ist in der That meine Absicht, liebe Frau. Und nur Ihre Vermittelung gedachte ich in Anspruch zu nehmen, da ich mit den örtlichen Verhältnissen dieser Stadt vollständig unbekannt bin."

Seine ruhige und bestimmte Art blieb zwar nicht ganz ohne Wirkung auf die dicke Wirthin; aber die mannigfachen Erfahrungen, welche sie als Besitzerin des „Blauen Löwen" im Laufe der Jahrzehnte gemacht, hatten ihr gutes Herz doch mit einem gewissen Mißtrauen erfüllt.

„Das ist ja sehr hübsch von Ihnen," sagte sie trocken, „und es klingt wunderschön. Aber — nehmen Sie mir's nicht übel — mit dem guten Willen allein und mit menschenfreundlichen Redensarten bezahlt man weder den Doktor noch den Apotheker. Diese Herren sind, soviel ich weiß, nur mit barem Gelde zufrieden."

Ueber das Gesicht des Fremden ging ein leichtes Lächeln.

„Und Sie zweifeln, daß ich mit dem letzteren genügend versehen sei?" fragte er, ohne sich gekränkt zu zeigen. „Darauf hätte ich freilich gefaßt sein können. Aber Sie dürfen sich beruhigen. Dies hier wird, wie ich hoffe, für den Augenblick genügen."

Er reichte ihr ein blankes Goldstück, und mit dem scharfen Kennerblick, welcher ebenfalls eine Errungenschaft ihrer gastwirthschaftlichen Thätigkeit war, hatte Frau Habermann erkannt, daß diese Doppelkrone nicht die einzige in der grünen Zwirnbörse des Fremden war.

„Das ist 'was Anderes!" meinte sie, ohne indessen den grollenden Klang ihrer Stimme zu mildern. „Die Line soll gleich hinüberlaufen und den Doktor holen." —

Eine Viertelstunde später kam der Arzt, und nachdem er sich eine geraume Weile in dem Zimmer Wendland's aufgehalten, trat er mit ernster Miene in das Gastzimmer ein.

„Sie sollten den Mann noch heute in das Krankenhaus schaffen lassen, Frau Habermann," wandte er sich an die Wirthin. „Es ist keine Hoffnung auf seine Wiederherstellung vorhanden. Der örtliche Krankheitsprozeß ist sehr weit vorgeschritten, und die Widerstandskraft des Organismus scheint nahezu vollständig aufgezehrt."

„Na, das habe ich zwar nicht ganz verstanden, und Sie sind auch im Irrthum, wenn Sie den Mann für einen Organisten halten, in der Hauptsache aber begreife ich doch, was Sie meinen. Wie lange hat er denn nach Ihrer Meinung noch zu leben?"

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Das läßt sich bei solchen Kranken schwer voraussagen. Viel mehr als eine Woche möchte ich ihm kaum noch geben."

„Wenn es nicht länger dauert, so mag er meinetwegen hier bleiben! Einem Hause wie dem meinigen thut es am Ende nicht viel Abbruch, wenn Einer darin stirbt. Zu mir kommen doch nur die armen Teufel, und die haben nicht so empfindsame Nerven."

„Nun, wie Sie wollen. Ruhe und Schonung, sowie eine leichte, aber kräftige Nahrung ist das Einzige, was bei einem solchen Kranken noch von einem gewissen Nutzen sein kann. Ich werde morgen oder übermorgen noch ein mal vorsprechen. Adieu!"

Damit empfahl sich der Arzt. Als er gegangen war, stand der Fremde, der einen schweigenden Zuhörer abgegeben hatte, auf und legte seine Hand auf den Arm der Wirthin.

„Sie sind eine wackere Frau, und ich hoffe, die Vergeltung wird nicht ausbleiben für das, was Sie an diesem armen, hilflosen Manne thun."

„Na, lassen Sie's gut sein! Es war mir nicht gerade um Ihre Anerkennung zu thun. Aber wenn wir armen Leute uns nicht beistehen wollen — von den Reichen, das weiß ich zur Genüge, ist nicht viel zu erwarten."

„Gerade weil es so ist, dürfen Sie mir nicht verwehren, Ihnen diese Last ein wenig zu erleichtern. Hier sind noch hundert Mark! Suchen Sie dem armen Sterbenden damit seine letzten Tage etwas erträglicher zu machen, und nehmen Sie, geht's wirklich zu Ende mit ihm, den etwaigen Ueberschuß als Beitrag zu einem einfachen Begräbniß."

„Ja, wie in aller Welt kommen Sie nur zu solcher Theilnahme für Wendland? Haben Sie ihn etwa früher schon gekannt?"

„Fragen Sie mich darnach nicht weiter, liebe Frau! Ich müßte Sie sonst entweder belügen oder Ihnen eine lange Geschichte erzählen, die kaum ein Interesse für Sie haben kann, und für die es mir überdies an Zeit gebricht, der Schnellzug nach der Hauptstadt geht in einer halben Stunde ab. Bis dahin möchte ich meine Rechnung mit Ihnen beglichen haben."

„Meinetwegen. Aber Sie scheinen mir sehr wankelmüthig in Ihren Entschlüssen. Gestern hatten Sie noch Geschäfte mit einem Rittergutsbesitzer, und heute wollen Sie nach der Hauptstadt zurück, ohne daß Sie auch nur aus dem ‚Blauen Löwen' herausgekommen wären."

„Die Umstände haben sich eben seitdem geändert. Ich habe kein Geschäft mehr mit dem Rittergutsbesitzer, und der Zweck meiner Reise ist erreicht, ohne daß ich ihn gesprochen hätte. Aber ich halte Sie in Ihren häuslichen Verrichtungen auf. Ich werde jetzt einen kleinen Spaziergang machen und in einer Viertelstunde zurückkehren, um meine Sachen zu holen und meine Zeche zu bezahlen."

Vielleicht ohne zu ahnen, daß er den kaum besänftigten Unwillen der Frau Habermann durch seine „alberne Heimlichthuerei", wie sie es im Grunde ihres Herzens nannte, auf's Neue wachgerufen habe, ging er zur Thür. Aber er hatte dieselbe noch nicht erreicht, als sie von außen geöffnet wurde, und eine schwarz gekleidete junge Dame von zierlicher Gestalt in das Gastzimmer trat. Sie hatte den Mann, den ihr Gewand beinahe streifte, nicht beachtet, und kaum für die Dauer einer flüchtigen Sekunde hatte der Fremde Gelegenheit gehabt, ihr zartes Antlitz zu betrachten. Aber der Anblick desselben hatte nichtsdestoweniger auf ihn merkwürdig gewirkt. Starr und keiner Bewegung fähig blieb er festgewurzelt an seinem Platze. Ueber seine Wangen und seine Stirn breitete sich langsam eine tiefe Röthe.

Es war gut, daß Frau Habermann ihm seit dem Eintritt ihres jungen Schützlings nicht mehr die mindeste Aufmerksamkeit schenkte, denn die auffällige Veränderung in seinem Aussehen würde sonst unfehlbar ihr Befremden erregt haben. Aber sie hatte nur noch Augen für Helene, der zu Liebe sie sogar den erstaunten Kater ohne viel Federlesens von der weichsten und saubersten Polsterbank herunterwarf.

„Sind Sie nun doch aufgestanden?" rief sie ihr entgegen. „Hatte ich Ihnen denn nicht anbefohlen, wenigstens bis zum Mittag ruhig

im Bett zu bleiben? Wissen Sie auch, daß Sie noch gar nicht so aussehen, als ob Sie schon wieder große Sprünge machen könnten?"

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre freundliche Theilnahme. Aber ich fühle mich wieder vollkommen wohl und darf Ihnen nicht länger zur Last fallen, als es unumgänglich nothwendig ist."

Mit einer Aufmerksamkeit, deren hochgradige Spannung sich nicht nur in seiner Haltung, sondern auch in jedem Zuge seines Gesichts ausprägte, hatte der Fremde auf den Klang ihrer Stimme gelauscht, und nun machte er eine Bewegung, als ob er ungestüm auf das junge Mädchen, das ihm den Rücken kehrte, zueilen wollte. Aber er besann sich sogleich eines Anderen. Auf dem Tische neben der Thür lag ein Zeitungsblatt. Das ergriff der graubärtige Reisende so hastig, als müsse es nothwendig die interessantesten Dinge von der Welt enthalten. Geräuschlos ließ er sich an dem Tische nieder, und entfaltete die Zeitung so, daß sie den beiden Frauen den Anblick seines Gesichts vollständig entzog.

Den beabsichtigten Spaziergang, ja sogar den Zug nach der Hauptstadt schien er über seiner Lektüre völlig zu vergessen.

Frau Habermann hatte sich unterdessen ihrem Schützling gegenübergesetzt. „Mit dem Zurlastfallen hat es keine Noth," meinte sie. „Für einen Gast, der Einem gefällt, thut man schon einmal ein Uebriges; man will in all' dem Aerger doch auch hier und da sein kleines Vergnügen haben. Und wenn ich Sie gestern Abend ein bischen unsanft angelassen habe, so müssen Sie mir das nicht weiter nachtragen. Bei Nacht sind erstens alle Katzen grau, und dann brauchen die Leute, denen das Herz leicht über die Zunge läuft, noch lange nicht die schlechtesten zu sein. Fassen Sie immerhin Vertrauen zu mir. Viel ist es ja nicht, was ich für Sie thun kann; das Wenige aber soll von Herzen gern geschehen."

„Wie gut Sie sind!" klang Helenens sanfte Stimme leise zurück. „Sie haben mir das Leben gerettet; denn ich hätte diese schreckliche Nacht gewiß nicht überstanden."

„Na, zum Glück stirbt man nicht so leicht, wenn man in Ihren Jahren ist! Aber so sagen Sie mir doch, Fräulein — Fräulein — doch ich weiß wahrhaftig noch nicht einmal, wie Sie heißen."

„Helene Dörenberg."

„So, so, also Helene!" Frau Habermann bemerkte nicht, wie verdächtig das Zeitungsblatt in den Händen des unbeobachteten Zuhörers zitterte. „Aber sagen Sie mir doch, Fräulein Helene, wie es zugehen kann, daß Sie so ganz verlassen und mutterseelenallein in der Welt dastehen? Haben Sie denn keine Eltern mehr?"

Traurig schüttelte die Gefragte das Köpfchen.

„Und auch keine Verwandte, die für Sie sorgen müßten? Irgendwo haben Sie sich doch jedenfalls bis jetzt aufgehalten."

„Ich war bei meinem Oheim, der seit Kurzem der Besitzer von Schönheide ist."

„Freilich, ich wußte wohl, etwas Feines mußte es sein. Und wie heißt denn der Onkel?"

„Armbrecht."

„Armbrecht? I, wo habe ich denn den Namen gehört? — Na, ich kann mich nicht darauf besinnen. Wenn ich erst einmal 'was vergessen habe, fällt mir's im Leben nicht mehr ein. Es ist auch am Ende gleichgiltig. Aber wie kommen Sie denn mutterseelenallein hierher?"

„Ich habe das Haus meines Onkels verlassen."

„Ei, ei, Fräulein Helene, wir werden doch keine Geschichten gemacht haben? Heimliche Liebschaften oder dergleichen? Na, Sie brauchen darum nicht roth zu werden, es war nicht böse gemeint."

„Es würde mir sehr weh thun, wenn Sie schlecht von mir dächten. Leider kann ich Ihnen nicht sagen, was mich bestimmte, diesen Schritt zu thun; aber ich hoffe, Sie werden mir trotzdem glauben, daß ich mich der Beweggründe desselben nicht zu schämen habe."

„Ich glaube es schon, Herzchen, ich glaube es ganz gewiß! Die Leute, die ein böses Gewissen haben, sehen anders aus als Sie. Aber sollte man den Onkel nicht bewegen können, etwas für Sie zu thun? Es ist ja am Ende trotz alledem seine Pflicht und Schuldigkeit!"

„Nein, nein, davon kann nicht die Rede sein! Er hat mir sogar freiwillig eine größere Geldsumme eingehändigt, doch es liegen Umstände vor, die mir verbieten, seine Wohlthaten fernerhin anzunehmen. Ich habe ihm das Geld wieder zustellen lassen."

Frau Habermann spitzte die Lippen und stieß einen langgezogenen, pfeifenden Ton aus.

„Da müssen Ihnen ja schreckliche Dinge widerfahren sein. Eine größere Summe zurückzuweisen, wenn man sich in Ihrer Lage befindet! Das ist ja doch ein eigen Ding. Sind Sie auch ganz sicher, daß Sie es nicht annehmen konnten?"

„Es gab keinen Zweifel für mich, Frau Wirthin! Ich war es meiner Ehre und meiner Selbstachtung schuldig, das Almosen zurückzuweisen."

„Na, das müssen Sie selber freilich am besten wissen! Aber was soll nun werden? Was gedenken Sie zu beginnen?"

„Ich habe mancherlei gelernt und hoffte, daß es mir leicht gelingen werde, hier in der Stadt eine Beschäftigung oder eine Stellung irgend welcher Art zu finden. Aber alle Versuche, die ich während der beiden letzten Tage unternommen habe, waren vergeblich. Man hatte keine Verwendung für mich, und man begegnete mir fast überall mit unverhehltem Mißtrauen."

„Natürlich! Wer sollte auch nicht mißtrauisch werden, wenn ein so zartes, feines Ding sich für eine dienende Stellung anbietet! Nein, Kind das ist nichts für Sie, wenigstens nicht hier in dem kleinen Neste. In der Hauptstadt könnte sich schon eher ein Platz finden, der für Sie geeignet ist."

Der Kopf der Magd schob sich in diesem Augenblick durch die hintere Thür.

„Ach, Madame, der Alte in Nummer Eins verlangt nach Ihnen," meldete sie. „Ich glaube, Sie müssen sich beeilen; denn er sieht ganz so aus, als wenn er sterben wollte."

„Wenn es so ist, darf man ihn freilich nicht warten lassen," meinte Frau Habermann, indem sie sich erhob. „Nur einen Augenblick Geduld, liebes Fräulein, ich bin gleich wieder da."

Geräuschvoll schob sie sich an dem Schänktische vorbei, um im Hintergrunde zu verschwinden. Die Zeitung in den Händen des Fremden zitterte und knisterte noch stärker als zuvor. Dann sagte er plötzlich mit einem seltsamen Schwingen und Beben in seiner Stimme: „Helene, meine kleine Helene! Erkennst Du mich denn nicht?"

Aber er konnte die Frage nicht zu Ende bringen. Mit einem Schrei, aus dem nichts Anderes klang als Jubel und unermeßliche Glückseligkeit, war Helene aufgesprungen.

(Fortsetzung folgt.)

Rubens' Haus in Antwerpen.

(Mit Bild auf Seite 241.)

Als eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten von Antwerpen gilt das prachtvolle Haus des größten niederländischen Malers Peter Paul Rubens (1577 bis 1640) an der Place de Meir (siehe unsere Ansicht auf S. 241). Der Künstler hatte es sich im Jahre 1611 nach eigenen Plänen bauen lassen und ist auch darin gestorben. Ein Umbau im Jahre 1703 veränderte das Rubenshaus im Aeußeren und Inneren vielfach, jedoch wurde es 1864 nach dem ursprünglichen Entwurfe des Meisters wieder hergestellt. Die Vorderseite ist mit reichem Ornament versehen und macht einen äußerst prächtigen Eindruck. Ueber dem Sims erhebt sich zwischen zwei allegorischen Figuren die Büste des unsterblichen Malers, dem 1840 auch ein prächtiges Denkmal auf dem Groenplaats errichtet worden ist.

In guter Pflege.

(Mit Bild auf Seite 244.)

Das kleine Mädchen auf unserem hübschen Bilde S. 244 gibt mit Ernst und liebevollem Eifer dem jungen Kätzchen mittelst des Löffels aus dem Milchschüßelchen zu saufen. Die alte Mieze aber sitzt daneben auf dem Sessel und sieht mit Behagen zu, wie ihr Junges so gut gepflegt wird. Das Bild hat neben seiner gemüthvoll-humoristischen übrigens auch noch eine ernstere Seite. In dem Verkehr mit den Hausthieren verrathen sich nämlich deutlich die schlimmen und guten Anlagen der Kinderseelen. Wie aus einem jugendlichen Thierquäler später meist ein roher, gewaltthätiger Patron wird, ebenso sicher ist es, daß die Kleine auf unserem Bilde, die mit so liebevoller Sorgfalt dem jungen Kätzchen zu trinken gibt, sich zu einer menschenfreundlichen, weichherzigen Frau entwickeln muß.

Am St. Jakobstage.

(Mit Bild auf Seite 245.)

Namentlich in Süddeutschland und in der Schweiz wird der St. Jakobstag, der vielfach zugleich Quartalstag ist, noch mit originellen alten Bräuchen gefeiert, von denen wir auf S. 245 einige Proben bringen. In den bayrischen Alpen pflegen die Burschen an diesem Tage auf die Alm zu gehen, um ihre oben als Sennerinnen hausenden Schätze aufzusuchen (Skizze 1). In einigen Gegenden der Schweiz, vornehmlich im Kanton Bern, zünden die Sennen und Ziegenhirten am Abend des St. Jakobstages auf den Bergspitzen große Feuer an, um welche sie dann in ausgelassenster Weise herumtanzen (Skizze 5). Da am St. Jakobitag dort auch das dritte Quartal des Jahres beginnt, so gilt er als Umzugstermin für die Mägde, die man zahlreich, mit ihren Habseligkeiten beladen, von einem Ort zum andern pilgern sehen kann (Skizze 4). In Württemberg schneidet der Landmann vielerorts an diesem Tage die an Feldwegen und Rainen wildwachsende Wegwarte oder Cichorie (Skizze 3) und trägt die als heilkräftig geltende Pflanze sorgfältig nach Hause. Ein ähnlicher Brauch besteht in Thüringen, wo sich die jungen Mädchen mit oder ohne ihre Schätze auf's Feld hinaus begeben, um die sogenannten Jakobsbeeren zu pflücken (Skizze 2), die dem Volksglauben nach gegen allerlei Uebel helfen sollen.

In Versuchung.

Novellette von Gustav Höcker.

1.

Während es in den winterlichen Straßen der großen Stadt eben zu dunkeln begann, trat aus dem Laden eines Pfandleihers ein Mann von etwa sechsunddreißig Jahren. Ihn fror, denn er hatte keinen Ueberzieher an, und seine dürftige Kleidung war von leichtem Sommerstoff. Sein Antlitz aber zeigte einnehmende, sogar intelligente Züge; man merkte ihm an, daß er einst bessere Tage gesehen hatte.

Es war kurz vor Weihnachten, die hell erleuchteten Läden strahlten in bunter, märchenhafter Pracht. In der Betrachtung derselben vergaß Gerhard Köstlin Winter und Kälte, denn er hatte daheim Frau und Kinder und versetzte diese im Geiste an die Stelle der Glücklichen, denen solche Gaben auf den Weihnachtstisch gelegt werden konnten.

Plötzlich befand er sich vor dem Schaufenster eines großen Bankgeschäfts. Er konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, als er die buntfarbigen Banknoten aus fast aller Herren Länder und die funkelnden, in Körbchen aufgehäuften Goldmünzen betrachtete; eine Handvoll dieses blitzenden Metalls hätte ihn auf lange Zeit seinem Elende zu entreißen vermocht!

Während Köstlin's Blicke auf diesen Schätzen weilten, ging hinter ihm ein hochgewachsener Mann in einem kostbaren Pelze unruhig auf und ab. Er war wiederholt im Begriff gewesen, in das Bankgeschäft einzutreten, hatte sich aber stets wieder anders besonnen. Unschlüssig näherte er sich jetzt Köstlin und betrachtete ihn prüfend von der Seite. Endlich schien ein Entschluß in ihm zur Reife gelangt zu sein.

„Mein Herr, auf ein Wort!" redete er seinen Nachbar an und zog ihn ein paar Schritte abseits. „Würden Sie wohl die Güte haben," sagte er dann, indem er ein kleines Packet hervorzog, „dies dem Herrn Kommerzienrath Barrot zu übergeben?"

„Sie meinen den Chef dieses Bankgeschäfts?"

„Ja."

„Warum wollen Sie nicht selbst hineingehen?" fragte Köstlin, dem dieses Begehren doch etwas auffallend erschien.

„Das verbieten mir Gründe," versetzte der Fremde, „die ich hier nicht erörtern kann."

„Nun denn, so will ich Ihren Auftrag besorgen," entschloß sich Köstlin.

„Ich danke Ihnen," antwortete der Andere und legte das kleine Päckchen in Köstlin's Hand. „Aber geben Sie es nur dem Kommerzienrath selbst; ich weiß, daß er anwesend ist. Und dies hier nehmen Sie wohl für Ihre Bemühung von mir an."

Köstlin fühlte einen Thaler in seiner Hand, den ihm der Fremde hineingedrückt hatte. Er wies das Geld zurück, es wäre das erste Mal in seinem Leben gewesen, daß er ein solches Geschenk angenommen hätte.

„Lehnen Sie die Kleinigkeit nicht ab," bat der Fremde. „Vielleicht haben Sie Kinder zu Hause, denen Sie damit eine kleine Weihnachtsfreude machen können."

Köstlin hatte soeben seine beiden Trauringe zum Pfandleiher getragen — das Letzte, was er zum Versetzen hatte. Wäre es da wohl ein gerechtfertigter Stolz gewesen, das Geschenk zurückzuweisen? Er ließ also das Silberstück in seine Tasche gleiten, dankte und begab sich in das lichtstrahlende Komptoir, welches aus einer Reihe ineinander gehender Büreaux bestand. Man fragte ihn nach seinem Begehr, und als er den Wunsch äußerte, den Herrn Kommerzienrath Barrot selbst zu sprechen, musterte man ihn achselzuckend in seiner dürftigen Kleidung und wandte ein, der Herr Kommerzienrath werde von Bittstellern überlaufen, sei auch gerade sehr beschäftigt.

„Ich bin kein Bittsteller," verwahrte sich Köstlin, „ich habe dem Herrn Kommerzienrath etwas zu übergeben und werde ihn keine Minute aufhalten." Der männlich feste Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, verfehlte seine Wirkung nicht. Köstlin wurde in das letzte Zimmer gewiesen, ein fürstlich ausgestattetes Kabinet, wo der Kommerzienrath, an seinem Schreibtisch sitzend, Briefe und Depeschen überflog. Der Eingetretene wartete, bis der Bankier aufblickte, dann verneigte er sich und mit den Worten: „Ich bin beauftragt, Herr Kommerzienrath, Ihnen dieses zu eigenen Händen zu übergeben," überreichte er dem vornehmen ältlichen Herrn das Päckchen.

Die Geschäftsräume befanden sich in einem Eckhause mit dem Eingang von der Hauptstraße her, während die lange Fensterflucht auf eine Nebengasse mündete. In dieser letzteren glaubte Köstlin vor dem Fenster draußen die hohe Gestalt des Fremden zu erblicken; wie es schien, wollte dieser sich überzeugen, ob seine Bestellung auch richtig an ihre Adresse gelange, denn in dem Augenblick, wo sich das Päckchen in der Hand des Kommerzienraths befand, verschwand er.

Köstlin wollte sich rasch wieder entfernen, um den Schein zu vermeiden, als warte er auf einen Bringerlohn, da hielt ihn der Bankier zurück mit der Frage: „Wer schickt Sie?"

„Ein fremder Herr redete mich draußen vor Ihrem Schaufenster an," antwortete Köstlin, „und bat mich um die Gefälligkeit, Ihnen das Päckchen persönlich zu übergeben."

Der Kommerzienrath warf einen mißtrauischen Blick auf Köstlin's Kleidung, betrachtete das Päckchen von allen Seiten und gab es endlich mit einer Hast, als fürchte er, es sei Dynamit darin, dem Ueberbringer zurück.

„Es mag ja so sein, wie Sie sagen; ich kenne Sie nicht," fügte er in kaltem Tone hinzu, „aber es ist bei mir Geschäftsprinzip, anonyme Sendungen nicht anzunehmen. Bitte, nehmen Sie das Packet wieder mit."

Da der Bankier sich eifrig seiner Arbeit wieder zuwandte, so blieb Köstlin nichts übrig, als sich zu empfehlen.

Als er sich wieder draußen auf der Straße befand, suchte er den Fremden vergebens. Auf dem langen Nachhausewege überlegte er, was er mit dem Packet anfangen solle, kam aber zu keinem Entschlusse, und nahm sich daher vor, mit seiner Frau darüber zu sprechen. Es war schon spät, als er das Haus betrat, in



In guter Pflege. (S. 243)



Am St. Jakobstage. (S. 243)

1. Das Almagehen im bayrischen Hochgebirg. 2. Pflücken der Jakobsbeeren in Thüringen. 3. Wegwartschneiden in **Württemberg**. 4. Mädchenumzug und 5. Jakobsfeuer in der Schweiz.

welchem er wohnte. Unwillkürlich ging er auf den Fußspitzen, als er an der Eingangsthür des dritten Stockwerks vorüberkam, denn dort lag eine junge Frau schwer am Typhus darnieder. Deshalb stieg er auch möglichst leise die leicht knarrende Holztreppe hinauf, welche nach seiner Dachwohnung führte.

In dem ärmlichen, niederen Zimmer, das er betrat, standen außer den unentbehrlichsten Möbeln zwei Betten. Der Schein einer Lampe leuchtete einer etwa dreißigjährigen Frau, welche trotz ihres bleichen, kummervollen Aussehens immerhin hübsch zu nennen war, zu ihrer Arbeit, im Ausbessern von Kinderkleidern bestehend.

Köstlin begrüßte seine Frau herzlich und trat dann leise an das eine der Betten, in welchem drei liebliche Knaben im Alter von fünf bis neun Jahren sanft schlummerten. Nachdem er sie eine Weile liebevoll betrachtet hatte, lehnte er sich an den nur nothdürftig geheizten Ofen, um sich zu erwärmen.

„Hast Du nicht gehört, Marie, wie es der kranken Frau unten geht?“ frug er.

„Die Aerzte zweifeln, daß sie diese Nacht noch überleben werde,“ antwortete Marie. „Ihre Mutter ist bereits angekommen, so sagte mir das Dienstmädchen.“

„Traurig, sehr traurig!“ seufzte Köstlin voll Theilnahme. Dann griff er in die Tasche, nahm den Pfandschein heraus und legte ihn mit dem darin eingewickelten Gelde vor seiner Frau auf den Tisch.

„Nur fünf Mark?“ rief diese bestürzt. „Das stößt meine ganze Rechnung um. Alle unsere Vorräthe sind zu Ende; im Ofen brennen die letzten Kohlen.“

„Um so froher bin ich, daß ich eine Regung des Stolzes unterdrückte,“ sagte Köstlin, abermals in seine Tasche greifend. „Für einen Dienstmannsgang, zu dem sich unterwegs Gelegenheit fand, erhielt ich diesen Thaler. Den Fremden hat mir Gott geschickt.“

Auf Befragen seiner Frau erzählte er nun sein Abenteuer mit dem fremden Mann und dem Bankier. Sie hörte ihm mit größter Spannung zu und besichtigte dann das herrenlose Päckchen.

„Sollten wir es nicht öffnen?“ meinte sie, „vielleicht gibt der Inhalt Auskunft über den Mann, von dem Du es empfangen hast; damit wäre Dir die Möglichkeit geboten, es ihm wieder zurückzustellen.“

„Du hast Recht,“ sagte Köstlin. „Also nur zu.“

Kaum hatte Marie den Umschlag gelöst, als sie einen leisen Schrei ausstieß. Köstlin selbst erbebte beim Anblick dessen, was er sah. Es war ein Packet Banknoten, lauter Tausendmarkscheine. In tiefem Schweigen starrten Beide auf das unansehnliche Papierbündel. Endlich begann Marie die Tausendmarkscheine auf dem Tische auszubreiten. Es waren dreißig Stück. Dreißigtausend Mark in Reichsbankscheinen, für Köstlin's Verhältnisse geradezu ein ungeheures Vermögen, beherbergte jetzt diese ärmliche Wohnung, dieser Schauplatz bitterster Nahrungssorge. Jener Fremde, von welchem Köstlin das Packet empfangen hatte, glaubte dasselbe sicher in den Händen des Bankiers, und dieser hatte es, ohne Ahnung von seinem Inhalte, zurückgewiesen. So war das Geld in einen Seitenkanal gerathen, wo es spurlos verschwinden konnte, ohne daß Absender und Empfänger jemals von ihrem Verluste zu erfahren brauchten. Das war der übereinstimmende Gedanke beider Gatten, während ihre Blicke sich starr an den Mammon hefteten.

Marie unterbrach das Schweigen zuerst. „Du sagtest vorhin,“ begann sie mit zu Boden gesenktem Auge, „den Fremden hätte Dir Gott geschickt.“

Er verstand sie wohl; sie bezog das Wort jetzt nicht mehr auf den Thaler, sondern auf die dreißigtausend Mark.

„Ja,“ antwortete er mit einem anklagenden Blick nach oben, „Gott hat ihn mir geschickt, um uns einmal recht eindringlich erkennen zu lassen, wie viel die Bitte in sich schließt: ‚Führe uns nicht in Versuchung‘, die wir in unserem täglichen Gebete gedankenlos aussprechen.“

„O, das ist hart, uns nur eine Versuchung zu schicken, wo wir täglich um Hilfe flehen,“ seufzte Marie schmerzlich. „Mag Dich, den starken Mann, das Unglück noch gestählt haben, Gerhard — mich hat es endlich bis in mein tiefstes Herz hinein verbittert. Es gibt keine göttliche Gerechtigkeit, es gibt nur Glück und Unglück, und der plumpe Zufall mischt die Loose, die uns fallen! — Sei kein Thor, Gerhard, sprich nicht von Versuchung, sondern betrachte die Sache als ein Glück, das Du nur festzuhalten brauchst, und unsere Noth hat ein Ende.“

„Leider habe ich es schon längst bemerkt,“ entgegnete Gerhard trübe, „daß unser Elend Deinen Glauben an Gott und die Menschheit erschüttert hat. Aber meinst Du denn wirklich, daß auf diesem Gelde Segen ruhen würde, wenn wir es behielten?“

Marie lachte spöttisch. „Wie viele Thränen kleben an dem Gelde so vieler Leute, welche durch Wucher, durch Börsenspiel, im besten Falle durch harten Druck auf ihre Arbeiter reich geworden sind, und doch habe ich noch nicht gefunden, daß ein Fluch auf solchem Reichthum geruht hätte. Im Gegentheil, diese Leute genießen froh ihr Leben, stehen in Achtung und Ansehen und würden Jeden auslachen, der ihnen sagen wollte, sie sollten sich eigentlich ihres Reichthums schämen. Jene dreißigtausend Mark kannst Du Dein nennen, ohne sie durch Anderer Thränen erkauft zu haben.“

„Marie!“ rief Gerhard, „ich würde das Bewußtsein, ein ehrlicher Mann zu sein, nicht um das Hundertfache dieser Summe hergeben.“

„Mit dem Bewußtsein der Ehrlichkeit lockt man heutzutage keinen Hund mehr hinter'm Ofen hervor,“ sagte Marie trotzig. „Wie weit hast Du es denn damit gebracht, Gerhard? Wirf einen Blick rückwärts auf Dein Leben. Du bist ein tüchtiger Kaufmann, hattest eine schöne Stelle, Dein Prinzipal hat Dir die Theilhaberschaft zugedacht. — Da kommt ein Schwiegersohn in's Haus, der nicht nur die Theilhaberschaft für sich selbst in Anspruch nimmt, sondern Dich auch noch aus Deiner Stelle verdrängt, weil er einen intimen Freund für dieselbe auserkoren hat. Das war Dein Lohn für zehnjährige redliche Pflichterfüllung. Es glückt Dir, bald wieder eine ebenso gute Stelle zu finden. Du arbeitest Dich darin empor, bist wiederum nahe daran, zu einem Vertrauensposten aufzurücken, da erleidet das Haus schwere Verluste und fallirt. Vergebens bewirbst Du Dich um einen neuen Posten — der Markt ist mit Arbeitskräften überfüllt; Deine vorzüglichen Zeugnisse helfen Dir nichts mehr; die Leute, bei denen Du anklopfst, sind mißtrauisch, daß Du so lange ohne Stellung bist, sie meinen, es müsse doch wohl irgend einen Haken mit Dir haben, denn den Menschen, welchen das Glück verläßt, verläßt auch die gute Meinung. Du nimmst jede Arbeit an, die sich Dir darbietet, aber dieser kümmerliche und oft stockende Erwerb, und das Wenige, was ich mir durch Nähen verdiene, reicht nicht einmal zu unserm nothdürftigen Unterhalt aus. Ich weiß nicht, wie wir zu Neujahr den Miethzins aufbringen sollen. Man wird uns mitten im Winter auf die Straße hinaussetzen. Und dann? O, Gerhard, kein Mensch, kein Gott hat Erbarmen mit uns und unseren armen Kindern, so habe Du es endlich! Dort liegt die Rettung, es gibt keine andere — greife zu!“

Marie deutete unter leisem Schluchzen mit der Hand nach den auf dem Tische ausgebreiteten Schätzen. Fast übermächtig trat die Versuchung an Gerhard heran. Für ihn lag sie nicht in dem Mammon, sondern in dem Eindruck der Schilderung, womit sein armes Weib ihm die ganze Trostlosigkeit seiner Lage vergegenwärtigt hatte.

„Marie,“ sagte er er endlich, „es gibt etwas Höheres als Geld, und das ist ein reines Gewissen, und es gibt noch etwas Schlimmeres als Armuth, und das sind Krankheit und Tod. Das erstere haben wir uns bis zur Stunde bewahrt, mit dem Letzteren hat Gott uns bis jetzt verschont. Denke nur an die schwer kranke Frau unter uns. Wie oft haben wir das junge Ehepaar beneidet, der Mann besitzt eine unabhängige Stellung, und seine Frau hat ihm ein ansehnliches Vermögen mitgebracht. Und doch würde ich bei all' meiner Armuth jetzt nicht mit ihm tauschen, denn das Liebste, was er sein nennt, schwebt zwischen Leben und Tod —“

In diesem Augenblicke drang aus dem unteren Stockwerk der markerschütternde Schrei einer Frauenstimme herauf. Es war die Kranke, die nun in wilden Fieberphantasien wie eine Wahnsinnige zu toben begann. Wohl eine Stunde währte dies, dann verstummte sie plötzlich. Aber nicht lange dauerte die nun eingetretene unheimliche Stille, als lautes, fassungsloses Weinen verkündete, daß der Tod ein theures Menschenleben ausgelöscht hatte. Angstvoll hatte Marie der Tragödie gelauscht, die sich unter ihren Füßen abspielte, bis das letzte erstickte Weinen verklungen war.

„Gerhard, Du sprachst die Wahrheit,“ flüsterte sie unter einem Schauer. „Armuth ist nicht die härteste der Prüfungen, welche den Menschen treffen können. Nimm fort, was dort auf dem Tische liegt, und thue damit, was Du für recht hältst.“

2.

„Nicht wahr, Papa, ich bekomme zu Weihnachten das schöne Schiff mit den weißen Segeln?“ frug freudestrahlend am andern Morgen das fünfjährige Fritzchen, während die Familie beim Frühstück saß, aus einer dünnen Kaffeebrühe und trockenem Brod bestehend.

„Was für ein Schiff denn?“ wollte der neunjährige Arthur wissen.

„Das er im Spielwaarenladen an der Ecke gesehen hat,“ belehrte Karl, der zweite der Brüder, „Da gefällt mir der Baukasten mit den bunten Steinen doch viel besser. Wer den zu Weihnachten bekommt, der kann lachen, und da brennt gewiß auch ein Weihnachtsbaum dazu, so einer, wie unserer vor zwei Jahren war.“

„Wie viel Mal muß ich denn noch schlafen, bis der heilige Christ mit dem schönen Segelschiffe kommt?“ frug Fritzchen.

„Ach, diesmal kommt er wieder nicht zu uns, Fritzchen,“ sagte Arthur, „weil wir arm sind. Der heilige Christ kommt nur zu reichen Leuten. Früher waren wir auch reich, nicht wahr, Mama?“

Ueber Mariens Wange rann eine Thräne, während Gerhard unwillkürlich seinen Rock zuknöpfte, in dessen Brusttasche die dreißigtausend Mark verwahrt waren, welche er dem Kommerzienrath überbringen wollte. Er stand jetzt auf, um den Gang anzutreten, und reichte seiner Frau die Hand.

„Ich denke doch,“ flüsterte Marie, „der reiche Mann wird eine so ehrliche Handlungsweise nicht unbelohnt lassen. Sei nur nicht

blöde, Gerhard, sondern schildere ihm unsere traurige Lage. Vielleicht kann er Dir in seinem großen Geschäft eine Anstellung geben."

„Ich werde ja sehen," antwortete Gerhard, „aber stelle Dir das Herz eines Finanzmannes nicht gar zu rührselig vor. Auf Wiedersehen!"

„Auf glückliches Wiedersehen!" betonte Marie.

— — — — — — — — — — — —

Als Gerhard wieder in dem vornehmen Kabinet des Bankiers stand, las dieser eben einen Brief, den die heutige Frühpost gebracht hatte, und war derart in die Lektüre vertieft, daß er das Eintreten des Besuchers gar nicht bemerkt hatte. Der Inhalt lautete folgendermaßen:

„Herr Kommerzienrath!

Der unterzeichnete Name wird Ihnen noch in trauriger Erinnerung stehen. Vor fünfzehn Jahren in Ihrem Komptoir angestellt, mißbrauchte ich Ihr in mich gesetztes Vertrauen und machte mich einer Unterschlagung schuldig. Als die Entdeckung drohte, entfloh ich nach Nordamerika. Dort habe ich im harten Kampfe um das tägliche Brod mein Vergehen gebüßt. Später hat mir auch das Glück gelächelt, so daß ich, zu kurzem Besuche jetzt in meiner alten Heimath weilend, im Stande war, Ihnen die veruntreute Summe, welche mit Zins und Zinseszins auf dreißigtausend Mark angewachsen ist, zurückzuerstatten. Lange Zeit stand ich gestern Abend vor Ihrem Geschäftslokale, unentschlossen schwankend, ob ich es wagen dürfe, Ihnen wieder vor die Augen zu treten, aber zuletzt hielt mich doch die Scham zurück. Daher zog ich vor, einen Fremden mit der Uebergabe des Geldes zu beauftragen und Ihnen diese Zeilen zu schreiben, welche Ihnen nachträglich den reumüthigen, Ihre Verzeihung erbittenden Absender nennen.

Julius Lüders."

Ein Räuspern ließ den Bankier von dem Briefe aufschauen. „Ah!" rief er beim Anblicke seines Besuchers überrascht, „irre ich nicht, so waren Sie schon gestern Abend hier."

„Ja, Herr Kommerzienrath," antwortete Köstlin. „Da Sie das Päckchen gestern zurückwiesen, und der Fremde, der es mir gab, nicht mehr zu finden war, so öffnete ich es zu Hause, und nachdem ich mich mit dem Inhalte bekannt gemacht habe, bin ich überzeugt, daß Sie es diesmal annehmen werden. Bitte, Herr Kommerzienrath, belieben Sie die Summe nachzuzählen, es sind dreißigtausend Mark."

Mit diesen Worten überreichte er dem Bankier das Geldpäckchen. Dieser warf einen eigenthümlich prüfenden Blick auf Köstlin, überzählte dann kaltblütig die dreißig Tausendmarkscheine und warf sie auf sein Pult.

„Es ist richtig," sagte er mit einem zweiten forschenden Blicke auf den Ueberbringer, „ich danke Ihnen."

Gerhard war entlassen. Nach dieser kurzen Abfertigung dem kalten Geschäftsmanne seine traurige Lage zu schildern, wäre als eine Bettelei erschienen, vor der sich jede Faser in ihm sträubte. Höflich verneigte er sich vor dem Finanzmanne und verließ das vornehme Komptoir. . . .

Kann man es der von Sorgen und Kummer gebeugten Frau verargen, daß sie, als Gerhard zurückkam, in ihrer furchtbaren Enttäuschung in bittere Klagen über das Schicksal ausbrach, welches mit dem Armen und Unglücklichen auch noch sein höhnisches Spiel trieb, ihm ein Rettungsmittel verlockend mitten in seine Armuth hineinwarf, nur um seine Tugend zu prüfen und ihn dann zum Lohn für seine Rechtschaffenheit wieder dem alten Elend zu überliefern, das ihm jetzt nur noch unerträglicher erscheinen mußte? Darf man der Verzweifelnden zürnen, daß sie alle die Gründe, welche sie schon gestern geltend gemacht hatte, wieder hervorsuchte?

Auch jene furchtbare Mahnung an die Nichtigkeit des irdischen Glückes, welche in dieser Nacht von dem Sterbebette unten heraufgeklungen war, verfing heute nicht mehr bei Marie. Als Gerhard sie auf die schweren Tritte der Männer aufmerksam machte, welche die Verstorbene nach der Leichenhalle schafften, erhielt er zur Antwort: „Ach, ich wünschte, ich wäre an ihrer Stelle!"

* * *

Der Kommerzienrath Barrot war nicht der Mann, der Gerhard's ehrliche Handlungsweise nicht in ihrem ganzen Werthe zu würdigen gewußt hätte. Der Augenschein lehrte ihn, daß er einen armen Teufel vor sich hatte, und daß es in dessen Hand gegeben gewesen wäre, die ihm anvertraute Summe zu behalten, ohne sich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen. Ein soches Beispiel von Rechtschaffenheit in schwerer Versuchung war eine Perle, die sich der kluge Bankier um keinen Preis entgehen lassen wollte. Nicht ohne innere Rührung hatte er dem Manne nachgeblickt, wie er unbelohnt und bescheiden sich wieder entfernte. Dann aber gab er sofort einem seiner Kommis Auftrag, ihm zu folgen und seine Wohnung ausfindig zu machen. Der Befehl wurde vollzogen, und im Laufe des Nachmittags fand sich der Kommerzienrath persönlich bei Gerhard Köstlin ein, der über diesen Besuch nicht wenig erstaunt war. Die bittere Armuth, welche diese vier Wände verriethen, steigerte die Hochachtung des Bankiers vor der Charakterstärke ihres Bewohners nur noch mehr. Er ließ sich von ihm erzählen, wie er allmälig durch unverschuldetes Mißgeschick in seinen äußeren Verhältnissen so tief herabgekommen war, und überflog mit befriedigtem Lächeln die von Gerhard's früheren Prinzipalen ausgestellten Zeugnisse, welche Marie mit großer Eilfertigkeit herbeibrachte.

„Ihre Zeugnisse sprechen für Ihre Tüchtigkeit, Herr Köstlin," sagte der Kommerzienrath, „dasjenige Zeugniß jedoch, auf welches ich den meisten Werth lege, haben Sie sich selbst ausgestellt. Seit einiger Zeit ist in meinem Geschäft die Stelle eines Kassirers unbesetzt, weil ich, außer meinen beiden Prokuristen, die aber anderweitig beschäftigt sind, Niemand fand, den ich auf einen solchen Vertrauensposten zu stellen wagte. Wollen Sie also Kassier bei mir werden, so ist uns Beiden geholfen, und Sie dürfen sich von diesem Augenblicke an mit einem Jahresgehalt von sechstausend Mark als angestellt betrachten."

Gerhard hatte keine andere Antwort als einen Strom heißer Thränen. Der Kommerzienrath drückte Gerhard's Hand, die sich ihm voll inniger Dankbarkeit entgegenstreckte, und erhob sich, um zu gehen.

„Also abgemacht!" sagte er lächelnd. „Sie werden natürlich Ihr Kassireramt damit beginnen, daß Sie sich selbst eine Summe auszahlen — nein, es soll kein Geschenk, sondern nur ein Vorschuß sein — eine Summe, sage ich, mit der Sie sich auf standesgemäßen Fuß setzen und den Ihrigen ein frohes Weihnachtsfest bereiten können. Also lassen Sie sich bald sehen, Herr Köstlin. Adieu!"

Als Gerhard seinen neuen Prinzipal hinabbegleitet hatte und wieder in's Zimmer trat, sank seine Frau ihm in die Arme.

„Du hast Recht!" rief sie schluchzend. „Ueber uns waltet eine gütige Vorsehung, mag sich auch noch so tiefe Nacht um unser Leben breiten. Nie will ich wieder an Gott und Menschen verzweifeln!"

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Vergrabene Schätze, die noch der Hebung warten. — Ein immer noch gangbarer Artikel des populären Aberglaubens ist die Hebung von verborgenen Schätzen. Leichtgläubigen wird von Betrügern bald eingeredet, daß sie große Schätze liegen wüßten, die sie durch allerhand übernatürliche Künste gegen gutes Entgelt zu heben im Stande seien. Dergleichen Fälle, in welchen immer erst durch bezahlten Hokuspokus Bann und Zauber gebrochen werden sollen, kommen weit häufiger vor, als man glaubt.

Schätze zu heben kann man leichter und natürlicher haben, wenn man nur die Stellen weiß, wo sie liegen, und da die Sucht nach Geld und Reichthum in unserer materiellen Zeit eine ziemlich große ist, so theilen wir das, was wir von vergrabenen Schätzen wissen, unseren Lesern mit.

Im Jahre 1787 wurde aus einem Pavillon des Dresdener Zwingers unter Anderem ein silberner Hirsch im Werthe von 3600 Mark gestohlen. Später bekannte sich ein Hausbesitzer, Wochatz mit Namen, nicht allein zu diesem, sondern auch zu vielen anderen, in der Bildergallerie, in der katholischen Hofkirche, im Schlosse zu Moritzburg u. s. w. verübten Diebstählen; aber Vieles von den gestohlenen Schätzen war nicht wieder zu erlangen, weil Wochatz es zum Theil eingeschmolzen, zum Theil in unverändertem Zustande vergraben hatte und sich auch nach seiner Verurtheilung beharrlich weigerte, die Stellen anzugeben, wo er die gestohlenen Schätze und das daraus gelöste Geld vergraben hatte. Nur gegen einen Mitgefangenen in Zwickau, einen Müller, der nach mehreren Jahren aus dem Zuchthause entlassen wurde, hatte er im Vertrauen geäußert, er habe den silbernen Hirsch und 5000 Thaler klingendes Geld in der Umgegend von Dresden vergraben. Da ihm, der in hohem Grade schwindsüchtig war, das Versteckte nun doch nichts helfe, sollte der Müller hingehen, es ausgraben und mit einem Bruder des Wochatz theilen, was der Müller ihm geloben mußte. Nun nannte Wochatz die Stelle: linker Hand am Kannenhenkelweg in der Prießnitz beim Vogelherd, an einer grünen Säule mit einer IV., neben einem Lusthause und einigen hohen Kiefern. Die Kiefern sollten zwölf Fuß von einander entfernt sein.

Der Müller, der vermuthlich erst vergeblich gesucht hatte, zeigte die Sache der Behörde an, welche aber gleichfalls vergeblich suchen ließ. Darüber starb Wochatz an seinem Leiden, und die vergrabenen Schätze sind bis heute noch nicht gefunden. —

Der berühmte Chemiker Leonhard Thurneißer berichtet in seinem Verzeichnisse von verborgenen Schätzen, daß zu Merseburg am Venusberge, wo die Luppe und Saale zusammenfließen und vor Zeiten ein alter Tempel gestanden, „ein ganz gülden Bild, so groß als ein Mensch und der Abgöttin Bildniß sein soll, darbei viel Bücher der Abgöttin Gesetze zu befinden, wäre zu Zeiten Caroli Magni vergraben worden." —

Graf Wiprecht v. Groitzsch, welcher nach tapferer Gegenwehr in der Schlacht bei Mölsen, die zwischen den Gegenkaisern Heinrich und Lothar stattfand, verwundet wurde und in dem von ihm gestifteten Kloster zu Pegau starb, soll unter letzterem seine ganze Barschaft, Kleinodien und Silberzeug, zusammen im Werthe von fast drei Millionen Mark, vergraben haben. —

Im „Hortus divitiarum von Georg Aurachen in Straßburg" heißt es, daß beim Orte Ellingenrode unweit Erfurt, im Morgenbrodgrunde „am Wasser hinauf", zwei Steinklüfte seien; an dem einen sei ein Mönch ausgehauen; da befinde sich ein Loch und darunter gediegen Golderz, das Pfund 114 Gulden werth. Weiter hinauf, neben zwei großen Bäumen, sei ein Haufen Erde oder Hügel, darunter ein Stein und unter dem Stein befinden sich mehrere Centner Goldkörner. Ebenso liege bei Wislau oder Wesela in Böhmen ein großer Schatz von Gold und Silber; neben der Heigenkreuzkirche auf dem Berge sei ein Brunnen mit ausgesetzten Steinen, unter einem Steine soll sich, nach der Ansicht unseres Gewährsmannes, ein Bund von acht Schlüsseln befinden, mit diesen könne man eine, in einem Loche in einer alten Mauer gegenüber dem Brunnen befindliche eiserne Thür mit acht Vorlegeschlössern öffnen; man gelange dann in ein altes Gewölbe, und darin liege der Schatz. Bei Zwickau liege ferner ein alter verfallener Steinbruch, in welchem gediegen Golderz sei, das zum Theil indessen von Venetianern weggeholt worden sei.

Von einer geradezu erstaunlichen Summe Geldes, die noch bei Merseburg verborgen unter der Erde

ruhen soll, berichtet uns der Chronist G. Spremberg in seinem „Verzeichnuß, waß an Schätzen verborgen". Darin heißt es: „Auf'm Georgenberge unter einer Linde, zwei Ellen tief 21,000 Thaler, hinter der Kirche, drei Ellen tief 20,000 Thaler, in vier Gewölben da sieben Ellen tief 500,000 Thaler, beim Altar in drei Kästen, vier Ellen tief 50,000 Thaler, bei einem Fenster, drei Ellen tief 24,000 Thaler, von diesem sieben Schritt entfernt 40,000 Thaler; in der Stadtkirche beim Altar an zwei Orten in zwei Kasten 100,000 Thaler, in einem Pfeiler 10,000 Thaler." — Herzog Christian von Sachsen Merseburg hat seiner Zeit nach diesen Summen suchen lassen, indeß ist die Durchsuchung trotz aller Mühe und Arbeit eine vergebliche gewesen.

Ein anderer Schatz soll in der alten Klosterkirche zu Grünhain ruhen, der noch nicht hat gehoben werden können; ebenso im alten Kloster zu Neustadt an der Orla und zwar „unter dem Bogen, worauf der Thurm ruhet", in einem Gewölbe, das allerdings verschüttet ist.

Im Schlosse zu Annaberg soll die bekannte „Mutter Anna", Kurfürstin von Sachsen, Gold und Diamanten in einem Gewölbe untergebracht haben, das zerfallen ist. Nach anderen Berichten soll dieser Schatz an irgend einer Stelle des Schloßgartens vergraben liegen. Beim Nachgraben fanden sich auch im ehemaligen Thiergarten vier verschüttete Gewölbe; allein die Schätze, wenn jemals dort solche hingekommen sind, harren noch ihres Erlösers.

Auch das preußische Dorf Berga, eine Stunde von Roßla, soll mit einem kolossalen Schatze gesegnet sein und zwar befindet sich derselbe unter der auf dem Berge liegenden Kirche in einem Gewölbe, zu dem ein vermauerter Gang führt. Das Ende des Ganges, welches unter der ehemaligen Prälatur sein soll, ist bis jetzt nicht aufgefunden worden, der Schatz soll mehrere Tonnen Goldes betragen und zur Zeit Karl's V. vergraben worden sein.

Diese Aufzeichnungen theilen wir natürlich nur der Kuriosität halber unseren Lesern mit, denn gesucht haben an diesen Orten schon gar Viele, gefunden aber hat noch Niemand etwas.

[A. Bandholtz.]

Als Kaiser Nikolaus I. von Rußland (1825 bis 1855) einmal auf der Straße einen betrunkenen Offizier sah, hielt er denselben an und fragte kurz: „Was würdest Du an meiner Stelle thun, wenn Du einen Offizier in einem solchen Zustande träfest?"

„Majestät, mit einem solchen Kerl würde ich gar nicht sprechen!"

„Hast Recht, nimm Dir meinen Wagen, fahr' nach Hause und schlafe aus." —

Einem jungen Gardeoffizier hatte der Kaiser den Orden der heiligen Anna verliehen. Einige Zeit darauf trat er bei der Wachtparade an den Dekorirten heran und fragte: „Bist Du denn auch durch die Anna zufrieden gestellt?"

„Ich danke Eurer Majestät, aber —"

„Aber? Nun, was für ein Aber?"

„Ja, Majestät, meine Anna schmachtet so sehr nach dem Wladimir" (einer der höheren russischen Orden).

„Laß sie nur schmachten," erwiederte lachend der Kaiser, „Deine Anna ist noch zu jung, um schon zu heirathen!"

[B.-R.]

Humoristisches.



Verfängliches Kompliment.

Frau: Findest Du nicht, daß ich auf der Photographie recht dumm aussehe?

Mann: O, ich finde Dich sogar brillant getroffen.



Ein Schlauberger.

Kunde (in den Laden tretend): Ich möcht' für 20 Pfennig Käs.

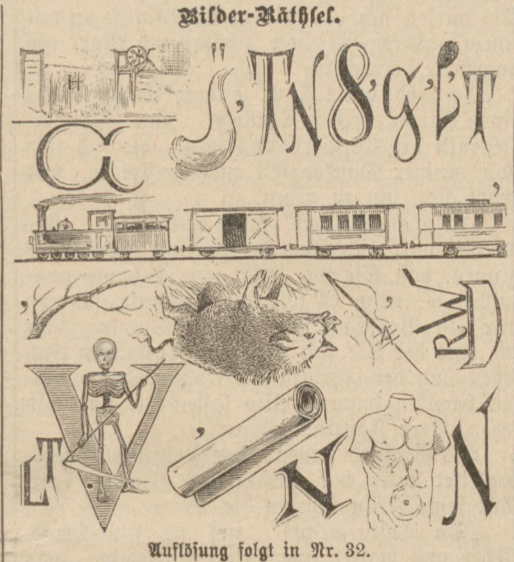
Kommis (nachdem er ein Stück abgeschnitten und gewogen hat): Es ist für 30 Pfennig, aber ein schönes Stück; nehmen Sie es.

Kunde: Nun, schneiden Sie die Rinde ab, dann ist's für 20 Pfennig.

Pflanzenstatistik. — In unseren Gärten werden ungefähr 2300 verschiedene Pflanzen gezogen, die irgend einen Nutzen haben. Von diesen werden 1140 zu medicinischen oder verwandten Zwecken benutzt, 283 liefern eßbare Früchte und Samen, 117 geben Gemüse, 104 besitzen eßbare Wurzeln, Knollen und Zwiebeln; 40 gehören zu den Getreidearten, 21 geben Sago, 27 liefern Zucker und Honig, 30 geben fette Oele. Also dienen an 600 wirkliche Pflanzenarten (die bloßen Varietäten nicht mit eingerechnet) zur Nahrung. 8 Arten liefern Wachs, 76 Farbstoff, 16 Natronsalze, 40 werden als Futtergewächse kultivirt und 200 werden zu technischen und gewerblichen Zwecken verwendet. Giftige Pflanzen werden etwa 250 kultivirt, unter ihnen 66 narkotische.

[—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 30:
Das rechte Maß zu finden, ist die Kunst zu leben.

Versetzungs-Aufgabe.

Aus folgenden elf Wörtern: Meissen, Stuhl, Schale, Mark, Garde, Schrot, Spira, Seine, Salem, Thur, Dame, sind durch Versetzung der Buchstaben ebensoviele andere so zu bilden, daß sie 1) einen berühmten Physiker, 2) eine Stadt in Holland, 3) einen Theil des menschlichen Körpers, 4) eine Bezeichnung für allerlei Waaren, 5) einen männlichen Vornamen, 6) einen Stelzvogel, 7) eine große Stadt, 8) ein Metall, 9) einen Singvogel, 10) einen biblischen Namen, 11) eine durch ihren Käse berühmte Stadt bezeichnen, und daß ihre Anfangsbuchstaben. von oben nach unten gelesen, einen der größten Dichter aller Völker und Zeiten nennen.

[Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 32.

Charade. (Zweisilbig.)

Nimmt man beim Mahl die Speisen ein,
So müssen sie die Erste sein.
Die Zweite schaffet uns die Kunst,
Doch wird dabei auch viel verhunzt.
Das Ganze, laß Dir sagen, hat
Ob groß, ob klein, jedwede Stadt.

Auflösung folgt in Nr. 32. [L. Maurice.]

Auflösung der Charade in Nr. 30: Scheuerlappen; des Buchstaben-Räthsels: Büste — Wüste.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.